

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 3 Gießen, Sonntag 2. nach Epiphania, den 20. Januar 1918 7. Jahrg.

Blumen im Erdental.

Evangelium des Johannes 13, 35. Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habet.

Was ist Leben? Darauf gibt ein Dichter unserer Tage die treffliche Antwort:

„Wenn du der Nächsten Pfad
mit Blumen zierst im dunklen Erdental,
und wenn du ihnen durch des Höchsten
Gnade

ein Segen bist, ein lichter Sonnenstrahl.“
Wie anders sähe es in der Welt aus, wenn dies Wirklichkeit geworden wäre, wenn auch nur bei denen, die ernstlich Jesu, des Königs der Liebe, Jünger sein wollen! Als der Krieg begann und das Gegenteil von Liebe in der Welt offenbar wurde, auch unter den Angehörigen sogenannter „christlicher“ Völker, hat man von einem „Bankrott des Christentums“ geredet. Man hätte ehrlicher von einem „Bankrott der Christen“, derer, die angeblich Jesu Jünger sein wollten, sprechen sollen. — Die Welt verlangt etwas von den Christen. Und sie hat ein Recht darauf. Woher soll denn die Liebe in die Welt kommen? woher das Licht in ihr strahlen? wer soll die Blumen der Liebe ins dunkle, liebleere, lie'elalte Erdental streuen, wenn es nicht die Jünger dessen tun, der uns zuerst geliebt hat mit einer Liebe, die sich selbst für uns dahingegeben? Eine gewisse Liebe, Fürsorge, Humanität hat auch die Welt, die nichts von Jesus wissen will. Das wollen wir ehrlich anerkennen. Aber eins hat sie nicht, kann sie nicht haben — und das ist die Seele der Liebe — nämlich die Liebe zur Seele! Welch ganz neuen, köstlichen Ewigkeitswert bekäme unser Leben, wenn wir auch nur einer Menschenseele durch unsere Liebe zu ihr und zu den Brüdern den Weg gewiesen hätten zur größten Liebe, zur Liebe Jesu, des Heilands der Welt!

Tauwetter.

Ueber Nacht ist es gekommen, doch nicht ganz unerwartet. Es lag in den letzten Tagen schon in der Luft. Kundige Leute, Menschen, die schon jahrzehntelang die Natur beobachten, sagten bereits: wir bekommen Tauwetter, aber ich legte auf ihre Reden wenig Gewicht. In diesem Kriege haben wir schon so viele Prophezeiungen gehört, daß wir keiner mehr Glauben schenken, auch nicht, wenn

sie sich nicht nur auf Kriegsereignisse, sondern auf das Wetter bezieht. Auch als gesagt wurde, daß wir Südwestwind hätten und ein Witterungsumschlag zu erwarten wäre, wollte es mir noch nicht recht in den Kopf, daß die Schneemassen auf Dach und Feld in das Schmelzen kommen sollten.

Da — es war eine Stunde vor Tag — als ich noch in Bette lag und Dunkelheit das Zimmer füllte, hörte ich ein leises Hämmern und Klopfen, das sich in gleichmäßigen Intervallen immer wiederholte. Anfangs, als ich noch vom Halbschlaf umjungen war, schenkte ich diesem Geräusche wenig Beachtung, mit einem Male aber fuhr ich freudig in die Höhe: was da hämmert, das sind die Regentropfen, die auf das benachbarte Dach niederfallen. Wenn es aber regnet, so ist die Witterung umgeschlagen. Und richtig, als ich eine Stunde später zum Fenster hinaussehe, da rieselt es vom Himmel, Wasserlachen haben sich auf der Straße gebildet, die Dächer sind von der Schneelast befreit, die schmutzigen grauen Schneehaufen, die allmählich zu Eis geworden waren und auch der Weispitze widerstanden hätten, werden kleiner und kleiner, der Zeitpunkt ist nahe, da sie völlig in Wasser zerfließen.

Gott sei Dank, daß die strenge Kälte vorüber ist. Vor dem Kriege haben sehr viele unter uns an dem Winter ein ästhetisches Entzücken gehabt. Weite, weiße Schneefelder, der über und über mit Schnee besäete Baum, die Kristalle vor den Fenstern, die glitzernde Eisbahn, das brachte das Blut der modernen Menschen in Wallung, ihren Geist in freudige Erregung. Wir waren in unseren Häusern so gut gegen die Unbilden des Winters geschützt, daß wir gern, wenn wir im Freien waren, die Kälte in Kauf nahmen. Mochte auch der Nordost wie mit Nadeln stechen, im Hintergrund unseres Bewußtseins stand immer die warme Stube. Nun sind wir wieder zum Standpunkt unserer Vordern zurückgekehrt. Die waren ein mannhaftes Geschlecht, aber vor dem Winter fürchteten sie sich. Durch ihre Häuser piff der Wind, Fenster und Türen waren undicht, die Kamine rauchten. Keiner hat in alter Zeit die Rauheit des Winters besser geschildert als Walther von der Vogelweide. Im Sommer mochte der Sängler wohlgemut durch das Land streifen, im Winter war er froh, irgendwo in einer Burg unterzuschlüpfen. Er hat gesungen: Uns hat des Winters Kält' und andere Not viel getan

zu leide, ich glaubte, daß ich nie mehr Blumen rot sah auf grüner Heide. Ein andermal klagt er: Schmerzlich bedrängte der Winter uns all, Felder und Wälder betrübt ihr Verfall, und er wünscht: Könnt' ich im Winter verschlafen die Zeit! Was der fahrende Sänger vor 700 Jahren empfand, das ist uns jetzt wieder kund geworden. Die Tage der Kohlennot waren doch zu schwer, und mit Grauen denken wir an den vorigen Winter, da wochenlang alles zu Stein und Bein gefroren war.

Tauwetter hat so etwas Frühlingsmäßiges. Vor Jahren — es war gerade der 13. Januar — ging ich in einer rheinischen Stadt an einigen Männern, die vom Holzfällen aus dem Walde kamen, vorüber und hörte einen Alten unter ihnen sagen: „Von der Kält sein mer noch net befreit, aber laan ichlimme Winter kriege mer net mehr.“ Der Frühling ist jetzt freilich noch weit, aber es ist doch anzunehmen, daß die strengste Kälte gebrochen ist. Unsere Herzen schöpfen neuen Lebensmut, es geht der guten Jahreszeit entgegen. Und zaghaft wagen wir auch zu hoffen, daß auf das tausendfache Leid dieses Krieges bald bessere Tage folgen.

Gießener Zeitungsinserte vor 80 Jahren.

(Fortsetzung statt Schluß.)

In der Zeit, die wir hier im Auge haben, war der Wohlstand der deutschen Bevölkerung im Aufsteigen. Man begann in Deutschland sich von den Verheerungen der napoleonischen Zeit wieder zu erholen, langsam heilten die Wunden dieser unseligen Zeit aus, allmählich wurden die Kriegsschulden getilgt, Handwerk und Industrie gingen aus den engen Zuständen der alten Zeit heraus, und der Landmann fand für seine Erzeugnisse neue Absatzgebiete. Die Folge war, daß das Vergnügungsleben sich allenthalben regte; denn es ist einmal in der Welt so, daß gute Zeiten ein Anschwellen der Vergnügungen und Volksbelustigungen aufweisen. Um das Jahr 1840 fehlte es in und um Gießen nicht an Vergnügungen. Das merkt man, wenn man die damaligen Zeitungsinserte durchstudiert; zum Teil vergnügte man sich damals auf andere Art als heute. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Menschen vor 80 Jahren in dieser Hinsicht noch harmloser und naiver waren, als es heute ihre Nachkommen sind. Im Juni 1838 macht der Gastwirt Hornivius zum goldenen Löwen in Hohenfolms bekannt: „Montag, den 18. d. M., wird der berühmte Wollmarkt dahier abgehalten, und soll an diesem Tage, wie gewöhnlich, wenn eine zahlreiche Gesellschaft hierzu Lust zeigt, in meiner Behausung ein Ball Statt finden, wozu unter der Zusicherung einer reellen Bedienung alle Freunde der Musik und gesellschaftlichen Unterhaltung ergebenst eingeladen werden.“ Friedrich Lin-

ker (so wurde der Name damals geschrieben) auf dem Schiffsberg macht in dem genannten Jahre bekannt: „Zu dem Samstag, den 4., Sonntag, den 5., und Montag, den 6. August, an dem Schiffsberg statt findenden Haupt-Gaben-Schießen lade ich hiermit höflichst zur Theilnahme ein, mit der Bemerkung, daß Herr Schierholz und Comp. mit Harmonie- und Tanzmusik an den beiden letzten Tagen aufwarten werden.“ Louis Obwald kündigt an: „Wenn es die Witterung erlaubt, wird morgen, den 16. September, zum erstenmal auf dem Hardthofe in dem unteren Wirtschaftslokale gute Tanzmusik Statt finden — zugleich bemerke ich, daß zur Aufnahme der Gäste auch die oberen Zimmer, die wegen Kürze der Zeit noch nicht eingerichtet waren, bestimmt sind. Gut abgelagertes Bairisches Bier, welches ich wieder erhalten habe, verzapfe ich schoppen- und 1/2 maas, laschenweise.“ Daß die Gießener, die damals nach Klein-Linden ihre Spaziergänge einrichteten, gerade nicht anspruchslos waren, geht aus einer Anzeige hervor, die der Gastwirt Ludwig Neuschling dortselbst im Jahre 1837 erlassen hat; er schreibt: „Dem Wunsche meiner verehrten Gäste zu entsprechen, habe ich die Einrichtung getroffen, daß Montags und Donnerstags Abends, wenn die Witterung gut ist, verschiedene warme Braten serviert werden, wozu ich mit reinen preiswürdigen Weinsorten aufwarten werde, und um gütigen Zuspruch bitte.“

Direktor des Gießener Theaters war in diesen Jahren Friedrich August Frieße. Er führte zumeist gute Stücke auf, so Dramen von Schiller, Körner, Raupach, Bauernfeld, Raimund und Benoit, brachte aber auch die leichte Ware von Angelh, Kogebue, Nestroy auf seine Bühne, jedenfalls, weil diese Sachen von dem Publikum gewünscht wurden. Damals wollte man sich im Theater eigentlich nur auf gute und bequeme Art unterhalten, darum wurden so oft Possen und Lustspiele aufgeführt, diese waren aber alle sittlich unanständig. Heute wird dem Publikum im Theater viel schwerere Speise geboten, die Dramen von Ibsen, Schönherr, Sudermann, Gerhart Hauptmann, Gulsberg und von vielen anderen rollen bedeutende Probleme vor uns auf und stellen an die Fassungskraft des Besuchers keine kleine Anforderung. Beliebt waren vor 80 Jahren die Stücke, die Doppelnamen trugen. So führte Frieße auf: Der Ritter von Saint Georges oder: Der Mulatte, Die Schwester von Prag oder: Der Schneider Kafadu, Schloß Greienstein oder: Der Sammthandschuh (Ritterschauspiel und Gemälde aus der Vorzeit in 5 Akten nebst einem Vorspiel), sowie Das Turnier zu Kronstein oder: die drei Wahrzeichen. Ritterstücke waren mithin damals noch sehr beliebt. Das Gießener Publikum scheint in dieser Zeit noch nicht in allen seinen Schichten bei den Theateraufführungen das rich-

tige Verhalten beobachtet zu haben; denn Kreisrat Knorr wird nicht ohne Grund beim Wiederbeginn der theatralischen Vorstellungen im September 1838 folgendes bekannt gemacht haben: „Während der Vorstellung darf Niemand einem Dritten durch seine Stellung oder sein Betragen beschwerlich fallen und müssen Kopfbedeckungen, wenn solche die freie Aussicht auf die Bühne hindern, abgenommen werden. Das Betreten der Bühne und der Car:erolenzimmer sowie auch das Besuchen der Proben ist allen zu der Schauspielergesellschaft und deren Bedienung nicht gehörigen Personen untersagt. In allen zum Theater gehörigen Räumen darf weder Tabak geraucht, noch jemand, auch ohne zu rauchen, die Pfeife oder Zigarre im Munde führen. Das Mitbringen von Hundten ist untersagt.“ Frieße war nicht nur ein künstlerisch gebildeter, sondern auch ein ordentlicher und vor-sichtiger Mann; denn 1840 gab er bekannt: „Da meine Mitglieder und ich alle unsere Bedürfnisse gleich bar bezahlen, so bitte ich ergebenst, Niemandem auf unsere Namen etwas zu borgen, ohne mir vorher eine Anzeige davon zu machen, widrigenfalls ich unter keinem Vorwande für meine Mitglieder Zahlung leisten werde.“

(Schluß folgt.)

Ein Erlebnis.

Von Wilhelm Barthel = Gießen.

Im Jahre 1849 kam ich am 1. October mit einem Bremer Segelschiff nach sechs-wöchiger Fahrt in Newyork an. Mein jün-gerer Bruder wurde mir ein Jahr später nachgeschickt.

Sechs Jahre besand ich mich nun schon daselbst und hatte mich vollständig in die dortigen Verhältnisse eingelebt, da übte der Krimkrieg einen lähmenden Einfluß auf das Geschäftsleben an meinem Wohnorte aus, und es wurde immer schwerer, Beschäftigung zu erhalten. Ein guter Freund von mir war kürzlich nach Rochester im Staate Newyork mit seiner Familie übergestiebelt und schrieb mir nun, daß ich mit meinem Bruder dorthin kommen solle, da sich dort für uns beide gute Gelegenheit zum Fortkommen biete. So brachen wir denn im Jahre 1855 unser Zelt ab, und ich verließ schweren Herzens, nur der Notwendigkeit gehorchend, mit meinem Bruder die mir lieb gewordenen Kreise. In Rochester angekommen, fand mein Bruder bald lohnende Beschäftigung, während sich für mich die Verhältnisse weniger günstig herausstellten, und als nach einem etwa vierteljährigen Aufenthalt daselbst ein großes Turnfest in Cincinnati stattfinden sollte, an welchem sich auch der Turnverein von Rochester beteiligen wollte, benutzte ich die günstige Gelegenheit und fuhr mit ihnen nach Cincinnati. Dies hatte ich nicht zu bereuen, da ich hier reiche

Gelegenheit, mein Können zu verwerten, fand. Nachdem ich hier drei Jahre zugebracht hatte, brach die sogenannte Cincinnati-Krisis aus. Banken brachen, und es trat eine Stodung der Geschäfte ein, dessen Ende vorerst nicht abzusehen war. Wohl war ich noch immer beschäftigt, doch mußte auch hier mit einer Stodung gerechnet werden. Meine Eltern, deren ältestes Kind ich war, hatten mich schon wiederholt zur Rückkehr in die Heimat aufgefordert, und so entschloß ich mich endlich dazu, ihrem Rufe zu folgen. Einen guten Freund in Newyork beauftragte ich, mir einen Platz auf dem nächstabgehenden Dampfschiff nach Hamburg zu belegen, und ich machte mich nach Abwicklung meiner Geschäfte und nachdem ich Abschied von liebgewonnenen Freunden genommen hatte, auf die Reise nach Newyork. Da ich auf dieser Fahrt Rochester berührte, so suchte ich meinen Bruder, um von ihm Abschied zu nehmen, auf. Am Abend nach meiner Ankunft sollte im Turnverein ein kleines Fest, für das Theater und nachfolgender Ball vorgesehen waren, stattfinden. Die,em Fest sollte ich beiwohnen; da alle meine Bekannten und auch ein früherer Schulkamerad von mir anwesend sein würden, so leistete ich auch dieser Einladung Folge, und wir waren noch recht vergnügt beieinander. Meinen Koffer hatte ich schon nach Newyork abgegeben und hatte vor, etwa nach Schluß der Theatervorstellung, was ungefähr in die Zeit des Abgangs meines Zuges fallen würde, aufzubrechen. So machte ich mich denn nach Schluß der Vorstellung, weil es die richtige Zeit für meinen Zug war, in Begleitung meines Bruders, eines Schulfreundes und noch einiger Bekannten auf den Weg nach dem Bahnhof, wo mein Zug schon zur Abfahrt bereit stand. Ich setzte mich in ein noch leeres Abteil, wo meine Begleiter neben mir Platz nahmen, die mich nun eindringlich beredeten, wieder auszustiegen und den nächsten Zug, der in etwa anderthalb Stunden abgehen würde, zu benutzen, da es ja gleichgültig sei, ob ich die kurze Zeit früher oder später dort ankäme. Jetzt würde es ja erst schön werden, und wir könnten noch ein Stündchen gemächlich beieinander bleiben. Ich blieb jedoch fest bei meinem Vorsatz. Ein mir selbst unverständlicher Zwang beherrschte mich ganz. Einen Grund für meine Dickköpfigkeit, wie sie es nannten, konnte ich nicht angeben. Ich bin sonst nie ein Spielverderber gewesen und ließ mich nur allzuleicht zum Dableiben bereden, an diesem Tage aber blieb ich fest bei meinem Vorsatz bestehen, und so verließ mich endlich verstimmt meine Begleitung, als das Signal zur Abfahrt gegeben wurde. Der Abschied war frostiger, als er unter anderen Umständen gewesen wäre.

Mein Zug fuhr in die Nacht hinaus. Ich selbst besand mich in einer recht gedrückten

Stimmung, der Abschied von meinem Bruder und den anderen wurde mir erst recht fühlbar, ich machte mir selbst heftige Vorwürfe und zief mich der Lieblosigkeit, daß ich dem leicht zu erfüllenden Wunsch in unerklärlicher Starrköpfigkeit nicht willfahret hatte. So kam ich denn bei guter Zeit am Morgen bei meinem Freunde in Newyork an. Wir hatten uns seit drei Jahren nicht mehr gesehen, und ich wurde herzlich bewillkommet. Sie gratulierten mir zu meiner glücklichen Anfunft, nannten mich ein Glückskind und überreichten mir ein Morgenblatt, in welchem eine telegraphische Depesche berichtete, daß der mir nachfolgende Zug, zu dem man mich bereden wollte, zwischen Rochester und Utica verunglückt sei. Eine Brücke war unter ihm gebrochen und der Zug ins Wasser gestürzt. Der Umfang des Unglücks sei noch nicht zu übersehen.

Es ist gewiß eigentümlich und geheimnisvoll, was oft unser Schicksal bestimmt, und es gibt hierfür, da meine Weigerung, den nächsten Zug zu benutzen, wüßentlich auf keiner Vorahnung eines bevorstehenden Unglücks beruhte, nur die eine Erklärung, daß Gottes Schutz über mir gewaltet hat. Ich bin jetzt ein Mann von über 87 Jahren, habe vieles im Leben erfahren, auch hat der Tod schon wiederholt die Hand nach mir ausgestreckt, aber ich bin noch rüstig bei der Hand und es sieht mir niemand mein hohes Alter an. Meinen Bruder habe ich im Leben nicht mehr gesehen, ihn deckt schon manches Jahr der Rasen. Es wird auch schwerlich einer von den anderen amerikanischen Bekannten mehr am Leben sein.

Kleine Mitteilungen.

In meine Hände kamen neulich zwei Bücher, die dem hiesigen Lesekassenverein gehören, Conrad Ferdinand Meyers wuchtige, gedankentiefe Dichtung „Nuttens letzte Tage“ und Wollf Schmitthenners Erzählung „Das deutsche Herz“. Beide Bücher waren auf das häßlichste verunzert durch Bleistiftnotizen, die in ihnen angebracht waren. Am Schluffe der Einleitung der genannten Erzählung hat ein unbekannter „Literaturkritiker“ die Bemerkung gemacht: „Der letzte Satz ist Unsinn.“ Diese „kritische“ Bemerkung gilt dem Sage Schmitthenners: „Nicht die Lehren haben die Welt befehrt, sondern allein die großen Persönlichkeiten und die großen Kunstwerke.“ Es gehört schon viel Unreife und Dreistigkeit dazu, diesen Satz für Unsinn zu erklären. Das hat auch gewiß ein zweiter Leser gedacht; denn er schrieb unter die Bemerkung seines Vordermanns: „Römische Auffassung: Narrenhände . . .“ Nun ist diese Bemerkung ja gewiß berechtigt, sie dürfte je-

doch nicht in das Buch geschrieben werden. Noch schlimmer sieht es in dem Buche von Meyer aus: auf vie en Seiten Bleistifttriche und törichte, überflüssige Bemerkungen. Jeden, der eine derartige Dichtung auf sich wirken lassen will, stören solche Notizen ganz ungemein; es ist ihm zu Mute, als ob gerade dann, wenn er von dem Dichter geradet wird, ein Mensch vor ihn träte, der Grimassen macht. Das sollte keiner, der Bücher aus öffentlichen Bibliotheken entleiht, vergessen, daß ihm fremdes Eigentum — in unserem Falle völlig kostenlos — zur Benutzung übergeben wird. Wer fremdes Eigentum mutwilligerweise beschädigt und besudelt, der ist ein Mensch, den man verachten soll.

*

Das Geld, das einzelne unserer Gemeindeglieder neulich zur Reformationsjubelsspende gegeben haben, soll als Grundstock zu einem Kapital für Jugendpflege verwendet werden.

*

Die diesjährigen Konfirmationsfeiern sollen an folgenden Tagen stattfinden: für die Matthäusgemeinde am 17. März, für die Johannesgemeinde am 1. April (2. Oftertag), für die Markus- und Lukasgemeinde am 7. April (Sonntag nach Oftern).

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag den 20. Januar.
2. nach Epiphania.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Mahr. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrer Mahr. — Abends 5 Uhr: Pfarrassistent Lic. Keuning. — Abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Matthäusgemeinde. — Dienstag den 22. Januar, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Marksgemeinde. — Freitag den 25. Januar, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Matthäusgemeinde.

In der Johanneskirche. Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer. — Abends 5 Uhr: Pfarrer Ausfeld. — Abends ½8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Lukasgemeinde. — Abends ½8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Johannesgemeinde. — Freitag den 25. Januar, abends ½6 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Johannesgemeinde.

Verantwortlich: Pfarrer Bechtolsheimer. Druck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei R. Lange, Gießen.